

4. Durch Ruanda zum Kivu-See.*)

Ruanda ist wohl das interessanteste Land des deutsch-ostafrikanischen Schutzgebietes und ganz Zentralafrikas überhaupt, wohin es nach seiner ethnographischen und geographischen Lage gehört. Besonders interessant auch deshalb, weil es eins der letzten Negerreiche ist, das noch in absoluter Autorität von einem souveränen Sultan beherrscht wird und zur deutschen Oberhoheit in nur sehr loser und bedingter Abhängigkeit steht. Dabei ein Land, „wo Milch und Honig fließt“, wo Vieh- und Bienenzucht blüht und der kultivierte Boden reiche Erträge bringt. Ein Bergland, dicht bewohnt, von hoher landschaftlicher Schönheit, mit unvergleichlich frischem und gesundem Klima. Ein Gebiet mit fruchtbarem Boden und vielen, nie versiegenden Wasserläufen, das dem weißen Ansiedler die glänzendsten Aussichten eröffnet.

Die erste Kunde, die wir aus Ruanda erhielten, verdanken wir dem Bericht des früheren Gouverneurs Deutsch-Ostafrikas, Grafen von Götzen, jetzigen preussischen Gesandten in Hamburg. Seitdem Graf Götzen im Jahre 1894 auf seinem Zug zum Kivu hier durchkam, hat sich, wie es scheint, nur wenig verändert. Bloß der unfreundliche Charakter der Bevölkerung ist unter dem ständig weiter um sich greifenden Europäereinfluß einer ruhigeren Haltung gewichen. Später erhielten wir dann genaue Nachrichten über dieses merkwürdige Land von Dr. Randt, der seine Erlebnisse mit unvergleichlichem Erzählertalent in seinem bekannten, trefflichen Werke „Tuput Nili“ niedergelegt hat.

Randt gilt mit Recht als einer der besten Kenner Ruandas. Zwei kleine Besitzungen, Kagira am Mashiga-Bach und Bergfrieden am Süden des Kivu, legen von seiner Liebe für diesen Gebietsstrich Zeugnis ab. Neben ihn stellt sich würdig die Persönlichkeit des Hauptmanns von Grawert, der in zehnjähriger Tätigkeit die Residentur geführt hat, bis die Trennung von Urundi und Ruanda eine Neueinteilung in der Verwaltung erforderte. Grawert hat mit diplomatischem Geschick und großer Umsicht sein schwieriges Amt verwaltet und es meisterlich verstanden, die anfangs renitente Bevölkerung allmählich und unmerklich der deutschen Herrschaft näher zu bringen.

Ruanda ist neben Urundi wohl das letzte Sultanat oder „Königreich“ Zentralafrikas, das heute noch wie vor Jahrhunderten,

*) Diesen Abschnitt entnehmen wir dem im Verlage von Klinkhardt und Biermann-Leipzig erschienenen Werke „Ins innerste Afrika“, welches wir in der vorigen Nummer bereits eingehend besprochen haben.

von einem Fürsten in unumschränkter Autokratie beherrscht wird. Hier gelten noch die Grundsätze von ehemals. Ein Wille regiert und Nebensultane werden nicht geduldet.

Die Verwaltung Ruandas weicht in ihrer äußeren Betätigung von der des Bukoba-Bezirktes sehr erheblich ab. Wir haben gesehen, daß der Bukoba-Bezirk eine große Anzahl mehr oder minder gleichberechtigter Sultane beherbergt. Da für die Verwaltung Zentralisation erwünscht ist, eine geringere Zahl von Sultanen [im Bukoba-Bezirk „Mufama“*) genannt] sich leichter beaufsichtigen und in der Hand behalten läßt, so ist der dortige Resident bestrebt, allmählich, sei es durch Erbgang oder Vertrag, ihre Zahl zu verringern. Die vorhandenen Sultane beugen sich willig unter die Oberhoheit der Regierung und rufen häufig, selbst bei Kleinigkeiten, die Entscheidung des Residenten an. Durch seine Hand gehen alle persönlichen Angelegenheiten der Sultane; kenne ich doch einen Fall, in dem der Ankauf eines Sultansesels durch einen Weißen vom Residenten dem Sultan gegenüber scharf gerügt wurde, da seine Erlaubnis hierzu vorher nicht eingeholt worden war. — Die niedere Gerichtsbarkeit liegt bei den Sultanen, Todesurteile und andere schwere Strafen werden aber vom Residenten verhängt, dem natürlich auch freisteht, in leichteren Fällen einzugreifen.

Anders in Ruanda bzw. Urundi, von denen uns hier nur ersteres Land interessiert. Hier fand man deutscherseits fast ein Jahrzehnt nach Gründung Bukobas viel unberührtere, viel dichter bevölkerte Gegenden vor, regiert von einem Sultan, der Herrscher über etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Menschen ist. Einen so mächtigen Herrscher, der bis dahin sein ausgedehntes Reich nach fest eingewurzelten Sitten und in absoluter Autokratie regiert hatte, nun plötzlich zu zwingen, nichts mehr ohne Erlaubnis des fremden Eroberers, der europäischen Residenten, zu unternehmen, erschien für jeden, der mit afrikanischen Verhältnissen vertraut ist, unmöglich. Er hätte sich niemals freiwillig dem neuen Regime unterworfen. Blutige Kämpfe, die eine große Zahl Menschenleben gekostet hätten, wären die unausbleiblichen Folgen gewesen. Auch hätte die plötzliche Veränderung der bestehenden Verhältnisse schwere pekuniäre Opfer gefordert, da das Gouvernement genötigt gewesen wäre, an Stelle der Sultansorgane eine bei der großen Kopfzahl der Bevölkerung notwendige entsprechende Anzahl weißer Beamten zu setzen. Da diese Maßnahme sich als unausführbar herausgestellt hätte, so wäre völlige Anarchie die Folge gewesen. Man beließ daher dem Lande seine bewährte Organisation und dem Sultan die volle Gerichtsbarkeit über die Stammesgenossen unter Aufsicht des Residenten, der Grausamkeiten nach Möglichkeit verhindert. Mit einem Wort, die Regierung erkennt den Sultan nicht als Landes-, wohl aber als Stammesherrn an. Angehörige nicht in Ruanda angesessener Stämme unterstehen deshalb auch nicht der Sultansgerichtsbarkeit, sondern der des Residenten.

*) Mufama = Fürst.

Der Grundgedanke ist aber bei allen Residenturen der gleiche. Man will den Sultan und die maßgebenden Persönlichkeiten stärken und reich machen, um sie durch Anerkennung und Gewährung der ihnen aus ihrer Stellung erwachsenden Einnahmen und Ehrenrechte materiell so stark am Fortbestehen der deutschen Herrschaft zu interessieren, daß Aufstandsgelüste nicht aufkommen können, da sich ihre Lage dann durch Fortfall der jetzt sicheren, festen Einnahmen nur verschlechtern könnte. Daneben will man durch stete Beaufsichtigung und Leitung des Sultans und Ausnutzung seiner Gewalt zivilisatorisch wirken. So soll allmählich, ihm selbst und der Bevölkerung fast unmerklich, der Sultan nur ausführendes Organ des Residenten werden.

Hieraus erklärt sich die scheinbare Verletzung des so gern zitierten Grundsatzes: *divide et impera*; scheinbar nur, denn der Resident wie der Sultan spielen die verschiedenen Unterhäuptlinge gegeneinander aus und haben alle Vorteile, die eine straffe Zentralisation gewährt. Das erklärt auch, was von Uneingeweihten stets als Fehler bezeichnet wird, daß der Resident den Sultan im eigensten Interesse gegen etwa rebellisch werdende Unterhäuptlinge schützt und nicht etwa diese gegen den Sultan unterstützt.

Ein Umstand ferner, der dem Residenten von Bukoba seine Aufgabe wesentlich erleichtert, ist, daß durch den Dampferverkehr auf dem See und den infolge der Eröffnung der Uganda-Bahn eingetretenen wirtschaftlichen Aufschwung dort den Leuten tagtäglich die Macht der Europäer und der Nutzen ihrer Freundschaft vor Augen geführt wird, während in Ruanda noch auf Jahre hinaus mit derartigen Eindrücken nicht zu rechnen ist.

Der Respekt vor dem „Mami“, wie der offizielle Titel des Sultans heißt, ist aber ein gewaltiger. Selten nur wird es jemand wagen, sich gegen seinen Willen aufzulehnen, und das mit gutem Grunde, denn der Sultan ist Besitzer des Landes mit allem Inventar, mit den Shamben und allen Rind- und Kleinviehherden. Die Nutznießung kommt zwar der Bevölkerung zugute, der Sultan ist aber jederzeit berechtigt, sein Eigentum nach Belieben von seinen Untertanen zurückzufordern.

Die Bevölkerung des Landes setzt sich aus drei großen Klassen zusammen, den Watussi, den Wahutu und dem kleinen Volk der Batwa, das hauptsächlich in den Bambuswäldern von Bugoie, in den Sümpfen am Bolero-See und auf der Insel Kwidzchi des Riwu heimisch ist.

Die Urbewölkerung bilden die Wahutu, ein ackerbautreibender Bantu-Stamm, der, man könnte sagen, die wirtschaftliche Erdausnutzung des Landes besorgt. Ein mittelgroßer Menschengeschlag, dessen unschöne Formen harte Arbeit verraten und der sich geduldig in völliger Knechtschaft der Ruanda beherrschenden, später eingewanderten Rasse der Watussi beugt.

Die Einwanderung der Watussi hängt zweifellos mit der großen Völkerbewegung zusammen, die Ostafrika den Stamm der

Massai gebracht hat. Dieselben Argumente, die Merker bewogen haben, die Massai als einst von Norden her, aus Ägypten oder gar Arabien eingewandert zu erklären, werden wohl auch auf die Watussi Anwendung finden können. Wir finden in der Tat viele verwandte Züge bei beiden Völkerstämmen, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Die Watussi sind ein hochgewachsener Stamm von geradezu idealem Körperbau. Längen von 1,80 m, 2,00 m, ja sogar 2,20 m sind keine Seltenheiten, durch die die Gestalt aber keine Einbuße erleidet. Während die Schultern meist kräftig gebaut sind, zeigt die Taille oft eine fast beängstigende Dünne. Die Hände sind vornehm und überaus fein gebaut, die Handgelenke von fast weiblicher Zierlichkeit. Wie bei den orientalischen Völkern finden wir auch hier den graziösen, lässigstolzen Gang, und an den hohen Norden Afrikas erinnert auch der bronzefarbene Ton der Haut, der neben der dunklen häufiger zu finden ist. Ueberaus charakteristisch ist der Kopf. Unverkennbare Merkmale des fremden Einschlages verraten die hohe Stirn, der Schwung der Nase, das edle Oval des Gesichts.

Unter dem Herrscher, der dem alten Watussi-Geschlecht der Bega *) entstammt, verwaltet eine Reihe Unterhauptide (Watuales), ebenfalls Watussi oder Wahima, die „Interessen“ des Landes als Vorsteher großer Distrikte. Häufige Besprechungen mit dem „Mami“ bedingen manchen Gang zu seiner Residenz und es scheinen bei solchen Gelegenheiten stets größere Quantitäten von „Nsoga“, wie das aus Bananen mit gemälztem roten Sorghum durchsekte Gebräu auf Kinjaruanda heißt, verbraucht zu werden, um die Klärung schwieriger Fragen und Beschlußfassungen herbeizuführen. Das Gehöft des Sultans mag dann Schauplatz mancher wüster Orgien sein, denn Lärm und Trommelschlag ist oft die ganze Nacht hindurch bemerkbar.

Wie der Herrscher, so entstammen die Watuales einzelnen großen Familienverbänden oder Clans. Diese Verbände besitzen Grund und Boden, zahlen dem Sultan Steuern, üben vor allem Blutrache und besitzen ein Totem, ein Verehrungsobjekt, das meist ein Tier oder eine Pflanze ist.

Die Blutrache ist nach Czefanowski der eigentliche Faktor, der den Verband zusammenhält. Mit ihrer Beseitigung fällt der „Clan“ zusammen. In Gebieten, wo die Clans gemischt unter einander wohnen, die Verbandsmitglieder sich also nicht, ohne Aufsehen zu erregen, zusammenrotten können, wird die Blutrache meist in Gestalt eines Geheimmordes ausgeübt. Dort aber, wo die einzelnen Clans unter ihrem Senior getrennt von einander wohnen, nimmt sie oftmals den Charakter eines Krieges an. Eine gewisse Anzahl solcher „Clans“ vereinigt sich nach Czefanowskis Untersuchungen zu einem Stamm, der meist einen gemeinsamen Namen hat und durch eine unter seinen Mitgliedern allgemein verstandene Sprache charakterisiert ist, der aber einen sehr verschiedenen Grad von Solidaritätsgefühl

*) Erwähnt sei, daß ein Stamm namens Bedja in Nubien heimisch ist.

aufweist. Während zum Beispiel Czefanowski dieses in sehr ausgesprochenem Maße später bei den Nzande fand, waren sich andere Stämme, wie die Bakumu-Babira, ihres Zusammenhanges kaum bewußt. Czefanowski konstatierte, daß die Zahl der Clans, aus der sich ein Stamm zusammensetzt, zwischen 12 (bei den Bakondjo) und 70 (z. B. bei den Banjoro, die mit den Banjaruanda eng verwandt sind) schwanken kann.

Jeder Clan verehrt, wie erwähnt, ein Totem, das auf Kinjoro „Umuzimu“ heißt. Das Totem, wenn es ein Tier ist, zu töten oder zu essen, ist verboten. Dieses Ekverbot wird „Umuziru“ genannt. Es steht in engem Zusammenhange mit dem weitverbreiteten Glauben an eine Seelenwanderung, denn man glaubt, daß der Geist verstorbener Verwandter im Verehrungsobjekt wohnt. Die Unsicherheit, nicht zu wissen, welcher Verstorbene in dem Einzelobjekt der Totemsgattung, das man vor sich hat, steckt, ließ es geratener erscheinen, dasselbe in Frieden zu lassen. Aus dieser Vorsicht heraus entwickelte sich offenbar mit der Zeit das Verbot.

In Ruanda herrscht der Glaube vor, daß der Geist der verstorbenen Herrscher in den Leoparden fahre, die ihr Volk als solche dann plagen.

Nachstehend einige Verbandsnamen der Wajaruanda und deren Totem:

Der verbreitetste und gefürchtetste Clan ist der der Bega; sie haben die Kröte als „Umuzimu“. Ein anderer Familienverband, die Wanjiginga, verehren den Kronenfranich, die Bageßera die Bachstelze.

Weiterhin finden wir den Clan der Wankono, deren Totem, wie ich hörte, das Schaf und die Ziege sind. Der Batora-Umuzimu ist das Chamäleon, die Wasinga halten eine gewisse Art Rinder mit schmutziggelbem gemustertem Fell als heilig, die Batiwa im Bugoie-Walda den Impundu, den Menschenaffen, usw.

Der höheren Kultur, die wir bei den Watussi finden, kommen die klimatischen Verhältnisse zu Hilfe. Diese sind für ein äquatoriales Land geradezu ideale. Die durchschnittliche Höhenlage von etwa 1600 m schließt wirkliche Hitze aus. Die Temperatur gleicht vielmehr einem warmen Sommertage bei uns. Abends und während der Nacht tritt eine erfrischende Kühle ein, die auf den Schlaf einen wohlthuenden Einfluß ausübt. Fiebererscheinungen gehören, da der die Malaria übertragende Moskito (*Anopheles*) fast ganz fehlt, zu den Seltenheiten. Man findet wohl vereinzelt Malariaparasiten im Blute der Ruanda-Bewohner, doch dürften diese meistens aus weniger gesunden Gegenden, wo der *Anopheles* vorkommt, eingeschleppt sein. Auch nach Ravens Untersuchungen scheint die Malaria in Ruanda im Verhältnis zur Bevölkerungsdichte keine große Rolle zu spielen. Die dem Menschen und Vieh verderblichen Tsetsefliegen fehlen ganz und dies sichert diese Gegend vorläufig auch vor der verheerenden Schlafkrankheit, deren Überträgerin bekanntlich eine Tsetsefliege, die *glossina palpalis*, ist.

Diese günstigen klimatischen Verhältnisse werden von den Watussi nach Kräften ausgenutzt, denn das Land besitzt einen unglaublichen Reichtum an Vieh, dessen Zucht sich dieses Hirtenvolk besonders widmet. Ungeheure Herden des großhörigen Rindes und des Kleinviehs sieht man täglich auf den Berglehnen weiden, für deren Nahrung durch ständiges Abbrennen des trockenen Grases gesorgt wird. Die auf diesen Abbrandflächen hervorsprossenden jungen Triebe bilden eine besondere Delikatesse. Die Viehzucht und die landwirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes überhaupt wird erleichtert durch eine außerordentliche Anzahl kleiner, zum größten Teil auch in der Trockenzeit nicht versiegender kühler Wasserläufe.

Aus allem diesen ergibt sich, daß Ruanda in seinem weitaus größten Teile in hervorragender Weise zur Besiedlung durch Weiße geeignet erscheint, daß hier Viehzucht in großem Stile und auch Ackerbau lohnend getrieben werden könnte; denn die Qualität des Viehes ist ebenso vorzüglich wie seine Milch. Und da auch die Beschaffenheit des Erdbodens nichts zu wünschen übrig läßt, so steht es fest, daß hier ein ganz neues, großes Absatzgebiet geschaffen werden könnte. — Dies Gesamtterritorium ist aber dem Gouvernement ein ganz unbekanntes, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß die Regierung oder das Gouvernement sich entschlosse, eine aus landwirtschaftlichen Sachverständigen sich zusammensetzende Kommission zur Begutachtung dort hinaufzusenden. Da die Landschaft Urundi im Süden Ruandas ganz gleiche und Uha westlich des Nord-Süd-Laufes des Malagarassi ganz ähnliche Verhältnisse aufweisen soll, so würde auch die Bereisung dieser Länder durch die vorgeschlagene Kommission zu empfehlen sein. Dieser müßte aber auch ein Forstmann beigegeben werden, denn die Waldfrage in Ruanda ist eine brennende.

Ruanda ist neben Urundi wohl das am dichtesten bevölkerte Gebiet Zentralafrikas. Man schätzt seine Einwohnerzahl auf $1\frac{1}{2}$ Millionen. Dieser mit der Zeit zu solcher Höhe angewachsenen Bevölkerung hat aber naturgemäß der Waldbestand allmählich weichen müssen, um dem Ackerbau der Bahutu und der bedeutenden Viehzucht der Watussi zum Weidengang Raum zu geben. Heute verfügt Ruanda nur noch über zwei größere Waldkomplexe an seinen Grenzen, den Rugege-Wald am südöstlichen Kiwu und den Waldbestand der Landschaft Bugoie, die sich vom nördlichen Teile des Sees nach Osten hin erstreckt; außerdem sieht man auf den Berggruppen hin und wieder alte Hainreste, die als geheiligt gelten und darum geschont werden. Sie bezeichnen die Stätten alter Häuptlingsstühle. Meist findet man da oben Brachteremplare von Ficus. Kleinere Bestände von *Acacia abyssinica*, die aber recht selten sind, dürften nach Mildbraed als Reste ursprünglicher Vegetation anzusehen sein. Das große Zentrum des Landes ist dagegen völlig kahl. Da aber die Frage des Brennholzes eine der wichtigsten der Besiedlung ist, so sollte man schon jetzt sein Augenmerk auf diesen Punkt lenken, um durch Aufforstung geeignet erscheinender

Gebiete dem Mangel abzuhelpen und vorausblickend kommenden Jahrzehnten vorzuarbeiten. Denn es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß wir mit den jetzt endlich in schnellerem Tempo betriebenen Bahnbauten am Viktoria-See nicht Halt machen, sondern durch Weiterführung des Schienenstranges dermaleinst die reichen Gebietsstriche westlich des Sees der Nuzbarmachung nicht entziehen werden.

*

*

*

Den Gang herunter nahte sich ein Zug in so feierlichem Ernst, in so ruhig imponierender Haltung, daß wie mit einem Zauberschlag das lustige Trägersgeschwätz verstummte und alles wie gebannt lautlos ausblickte.

Umgeben von einem großen Stab junger Leute schritten in unvergleichbarer Ruhe und Würde, angetan mit der überaus male-
rischen Festtracht der Watussi, wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, zwei Abgesandte des Sultans Mfinga auf das Lager zu. Bussissi und Nanturu waren hühnenhafte, schlank aufgeschossene Heldengestalten von einer Größe, die das Riesenmaß von 2 m überschritt. Sie brachten Grüße des Sultans und eine stattliche Zahl Rinder und Kleinvieh zum Geschenke und hatten den Befehl, uns bis Miansa, der Residenz ihres Herrschers, zu begleiten. Die Art und Weise ihres Benehmens, ihre Rede wirkte frappierend. Man hatte sogleich den Eindruck, einer anderen „Klasse“ von Menschen gegenüberzustehen, die mit dem „Neger“ nichts weiter als die dunkle Hautfarbe verband. Die Wirkung ihrer Erscheinung auf unsere Träger, denen dieser Anblick ebenso fremd war wie uns, gab be-
redtes Zeugnis hiervon. Beide setzten sich dann, nachdem sie reichliche Gegengeschenke empfangen hatten, als Führer an die Spitze unserer Karawane.

Am Nachmittage wurde der Niawarongo, ein Quellfluß des Ragera, erreicht, der dem Marsch des Tages ein Ende bereitere; denn das Uebersetzen der auf mehrere hundert Tiere angeschwollenen Kleinviehkarawane und der zahlreichen Lasten währte bis zur Dunkelheit. Da das Wasser die Tiefe eines Meters aber kaum überstieg, wurde zur Vereinfachung des Transportes eine lange Kette von Leuten durch den Fluß gebildet, und von Hand zu Hand fliegend erreichten die Tiere und alle Lasten glücklich das andere Ufer. Verpflegungsvorräte waren überreichlich vorhanden und nicht ohne Sorge sahen wir auf die ständig wachsende Zahl des lebenden Viehs. So gewahrten wir mit Schrecken kurz nach unserer Ankunft eine neue Verpflegungskarawane mit abermals zirka 30 Ziegen herannahen, welche wiederum dem Hauptdepot einverleibt werden mußten. Wer beschreibt aber unser Entsetzen, als eine dritte Karawane die Berghänge herniederkletterte, welche wieder 30 Ziegen brachte und wiederum eine empfindliche Lücke in den Bestand der Taufhartikel riß. Aller Protest gegen die Annahme wurde mit den ruhigen Worten zurückgewiesen: „Amri ya Mfinga — Befehl des Mfinga.“

Je mehr wir uns der Residenz des Sultans näherten, desto größer wurde die Zahl der der Expedition voranmarschierenden Watussi. Wir wurden gewahr, daß sich der Sultan zu einem großen Empfang vorbereitete. In allen Dörfern fehlten die Watuales, und auf die Frage nach ihrem Aufenthalt nannte man Niansa. Verpflegungskarawanen und Kleinviehherden von Watussi geführt, die man überall das Land durchstreifen sah, hatten dasselbe Ziel. Der Sultan schien also alle Großen seines Reiches in seine Residenz berufen zu haben. Viele näherten sich uns und setzten sich an die Spitze unserer Karawane. Wenn sie sich dort trafen, so begrüßten sie sich, indem einer den Arm leicht um die Taille des anderen legte oder den Ellbogen des Bekannten erfaßte, was dieser erwiderte. In dieser Stellung pflegten sie dann einige Augenblicke zu verharren: „Amasho“, grüßte der eine, „ich wünsche dir Vieh“; „amasho ngurre“, „ich wünsche dir weibliches“, antwortete der Angeredete. So wuchs begreiflicherweise die Spannung in unserer Karawane mit jedem Tage, jeder versprach sich höchst merkwürdige Erlebnisse und wünschte den Augenblick herbei, den Mann von Angesicht zu sehen, dessen Name jeder in Ruanda kennt, dessen Wort Evangelium bedeutet, außer dessen Willen es keinen anderen im weiten Reiche Ruanda gibt.

Endlich näherten wir uns der hochgelegenen Residenz. Hunderte von Watussi schritten uns voraus, die ohnehin stattliche Karawane noch vergrößernd. — Einige Vornehme waren von einer Anzahl Träger begleitet, die die Kleidung und Lebensbedürfnisse des „Herrn“ in großen Körben auf dem Kopfe trugen. Andere führten gar eine Kuh mit, damit ihm die tägliche frische Milch nicht fehle.

Kurz vor dem Einmarsch hatten wir die Freude, Hauptmann von Grawert, welcher zu unserm Empfang den weiten Weg von Usumbura nicht gescheut und der schon mehrere Tage beim Sultan kampiert hatte, zu begrüßen. Tausende von Menschen beobachteten von ferne, von den Ruppen der Hügel und Anhöhen, in ruhiger Haltung unseren Anmarsch; kein Lärmen, kein Schreien, kein Volksgedränge, wie sonst üblich, begleiten den Einzug. Die Haltung der Bevölkerung unterschied sich auf das vorteilhafteste von der ihrer Genossen an der Küste.

Die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher die Bewohner von Niansa uns beobachteten, hatte aber auch noch einen besonderen Grund. Denn die ungeheuren Mengen Lebensmittel, die großen Herden von Vieh, die als Geschenk des Sultans hier aufgestapelt lagen, nicht zum wenigsten die Anwesenheit des Residenten¹ von Grawert selbst, der in voller Uniform uns einholte, hatten die Vorstellung ganz besonderer Machtentfaltung, die sich hauptsächlich um meine Person drehte, in der Phantasie der Leute erweckt. Erzählungen unglaublichster Art schwirrten in der Luft umher und bildeten das Gesprächsthema.

„Der große Stier kommt mit seinen Kälbern“, flog es von Ruppe zu Ruppe, „er hat vier Arme und sechs Leine“, womit

weniger ein Porträt meiner Persönlichkeit gezeichnet, als vielmehr, der Denkmalsart des Hirtenvolkes entsprechend, meine Macht und Stärke angedeutet werden sollte.

Auf einem weiten Platz unweit der Sultanshütte, der dank Hauptmann von Gramerts Bemühungen vortrefflich vorbereitet worden war, wurde diesmal das Lager mit ganz besonderer Sorgfalt hergerichtet. Denn wir erwarteten den Besuch des „Mami“.

Ehe der Allmächtige erschien, wurden wir aber noch Zeugen eines höchst erheiternden Vorganges. Rings um das Lager standen große Mengen von Bahutu. Neugierig hatten sie sich um das Lager geschart und starrten uns Ankömmlinge an. Aber offenbar störten diese Volksmassen nach Masingas Ansicht die Wirkung seines Anmarsches, denn plötzlich erschienen zwei in rote Toga gehüllte Gestalten und wirbelten in nicht mißzuverstehender Absicht ihre langen Stäbe um den Kopf, starr auf das Menschenknäuel blickend. Dann sausten die Stäbe mit voller Gewalt frachend und rücksichtslos in das Menschengewühl hinein. Aber der Volkshaufe kannte augenscheinlich dies Manöver schon, denn in dem Augenblick, als die Stockträger schwingend ihre Waffe über die Köpfe erhoben, stob der ganze Haufe in wilder Flucht davon, so daß nur noch einige Nachzügler getroffen wurden. Augenblicklich war der Platz leer. Einige wiederkehrende Neugierige wurden mit Steinwürfen verschucht.

Gleich darauf ertönten Trommelwirbel aus dem Palast. Und nun erlebten wir ein Schauspiel so voll echter Ursprünglichkeit und Originalität, wie man es nur noch hier, fernab vom allgemeinen Pfad der Reisenden, erleben konnte. Paarweise, in feierlicher Ruhe schritten die Prachtgestalten der Ruandasürsten mit ihren Söhnen voran. Die Sänfte Masingas, die eben das Tor der Residenz verließ, folgte langsam. Alle trugen Festtracht, dieselbe in der Manturu und Bussiffi sich gezeigt hatten. Der Körper ist nackt. Nur die Hüften umschlingt ein schmaler, in zwei Quersalten gelegter Schurz aus gegerbter Rindschaut, von der viele Schnüre aus Otter- oder Rinderfell bis zu den mit vielen Drahttringen geschmückten Knöcheln herabhängen. Ueber den Kopf läuft ein Haarkamm von Ohr zu Ohr, in dem eine dünne Perlenkette glänzt. Um den Hals hängt bis auf die Brust herab eine Fülle gelber Schnüre aus Bananenbast, an denen Perlen- und Muschelschmuck verschiedenster Größe, Mitako genannt, befestigt ist. Armbänder aus Kupferdraht und bunten Perlen umschließen die Handgelenke. So bewegte sich der Zug gemessenen Schrittes in vornehmer Ruhe auf mein Zelt zu. Die dem Sultan zustehende Wache der Expeditionstruppe, ein Schausch*) und zwei Mann, trat ins Gewehr. Des Sultans Sänfte, ein langer, einfacher Korb, dessen Bambusstangen auf den Schultern von Batwaleuten ruhten, wurde vorsichtig herabgelassen und mit den deutschen Worten: „Guten Morgen, Euer Hoheit“, reichte mir Msinga die Hand.

*) Schausch = Unteroffizier.

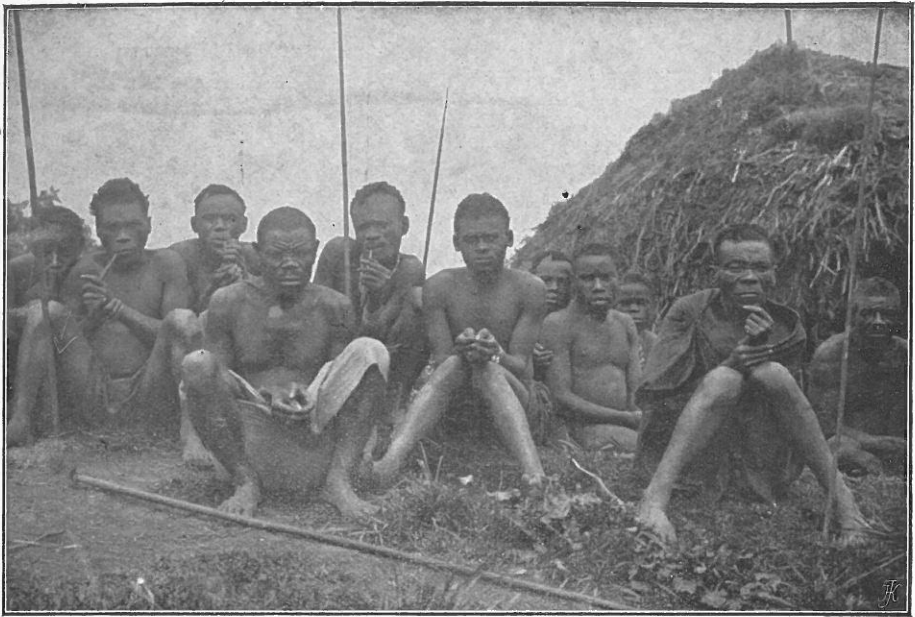
Die Gestalt des Sultans, die infolge seiner bequemen Lebensweise etwas rundliche Formen zeigt, überragt ebenfalls die Höhe von 2 m. Man sucht zuerst in seinem Gesicht vergebens den Ausdruck seiner gepriesenen Intelligenz, auch stören ein Augenfehler und stark vorspringende Oberzähne den sonst sympathischen Eindruck. Aber seine Fragen, die er neben mir im langen Stuhle sitzend an mich und die Umstehenden richtete, streiften die verschiedensten Interessenssphären und gaben Zeugnis von scharfem, logischem Denkvermögen.

Nachdem die Unterhaltung in der Sprache der Suaheli sich eine Zeitlang auf den verschiedensten Gebieten bewegt hatte, bat mich Mfinga, seine Geschenke überbringen zu dürfen. Dieser Augenblick bedeutete für den Sultan, seine Freunde sowohl wie seine Gegner einen hochpolitischen Akt voll peinlichster Spannung, freilich, ohne daß ich selbst etwas davon ahnte. Denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Ablehnung eines Teils der Geschenke meinerseits ein Zeichen sein würde, daß ich dem Kronpräsidenten, einem Verwandten Mfingas, zum Throne verhelfen und den jetzigen „Mami“ stürzen wolle.

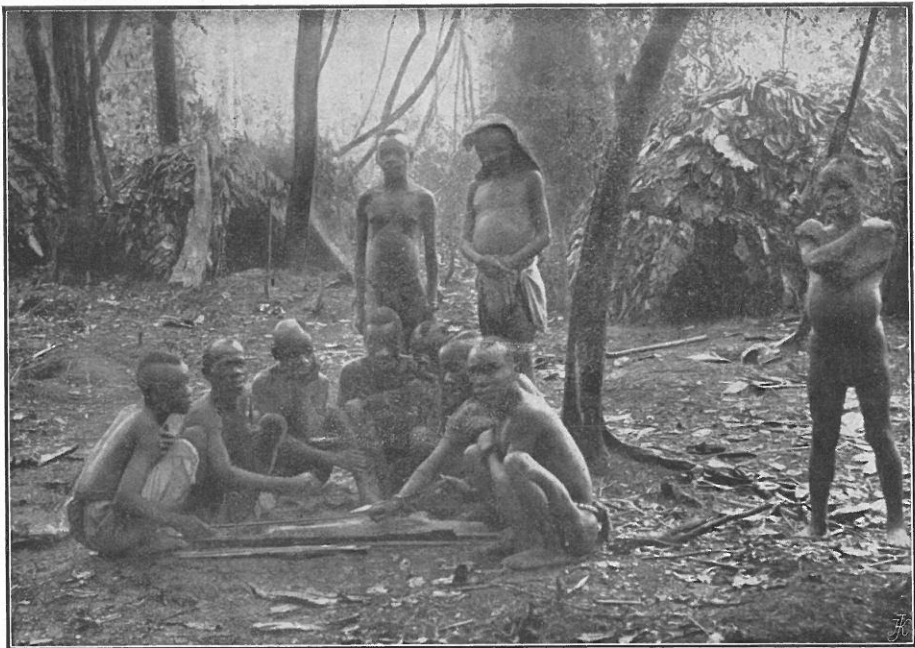
Eine ungeheure Volksmenge hatte sich daher hinter den Stühlen, auf denen wir mit dem Sultan Platz genommen hatten, sowie diesen gegenüber aufgestellt, eine Gasse bildend, und erwartete mit mühsam unterdrückter Erregung das Erscheinen der Liebesgaben. Und sie kamen; kamen in endlosen Reihen. Voran wandelte eine Milchkuh, deren Kalb nebenher getragen wurde. Sie bedeutete die größte Ehrung, die mir widerfahren konnte. Dieser folgten zehn Kinder mit kapitalen Hörnern als Schlachtvieh und dann folgte eine nicht endenwollende Herde von Ziegen. Trupp folgte auf Trupp, immer neue Mengen wälzten sich heran und überschwemmten das Lager. Es folgte eine endlos lange Kette schwer tragender Wahutu, die Hunderte von Lasten, bestehend aus Mehl, Milch und Honig, Butter, Bohnen und Bananen, schleppten. Ihnen folgten andere Züge mit dem hier seltenen und daher besonders wertvollen Brennholz. Alle diese Schätze wurden im Lager aufgestapelt, das Vieh aber in eine Umzäunung getrieben und von einer Askari-patrouille bewacht. Die Dauer des Vorbeizuges währte fast eine Stunde. Selbst Grawert erklärte, trotz seines langen Aufenthaltes hier niemals ein ähnlich imposantes Schauspiel erlebt zu haben.

Nachdem also der große Moment ohne die gefürchtete Ablehnung vorübergegangen war, atmete man auf im Parteilager des Mfinga. Dann hatte der Besuch sein Ende erreicht und nach feierlicher Verabschiedung bestieg der Herrscher wieder seine Sänfte und schwebte davon. Ein Wald von 5000 Speeren folgte ihm. Ein unvergeßlicher Eindruck.

Der Gegenbesuch am Nachmittag entfaltete den höchsten, aber immerhin noch sehr bescheidenen Pomp, den eine reisende Karawane zu entwickeln imstande ist. Die möglichst sorgfältig ausgewählten Geschenke — außer den landesüblichen Gaben an Zeug und Perlen



* Batwa, Bugoie-Wald.



Urwald-Zwerge im Lager.

— sollten vor allem die Mienen des Herrschers erhellen und sein Herz erfreuen, da ein Äquivalent im eigentlichen Sinne unmöglich war. Unter Vorantritt der Askari mit enthüllten Fahnen, gefolgt von allen Boys, jeder mit einem Geschenk auf den vorgehaltenen Armen, zogen wir unter Hörnerklang in den Hof des Sultans ein, der, freundlich und sauber gehalten, den eigentlichen Palast umgibt, und den ein aus Flechtwerk und Papyrus hergestellter Zaun umschließt. Der Sultan mit allen Watuales erwartete uns. Nach den üblichen Begrüßungsworten und nachdem wir Platz genommen hatten, erfolgte die Ueberreichung unserer Geschenke, welche die Boys, einzeln herangewinkt, um den Eindruck zu erhöhen, — heranschleppten!

Die landesüblichen Geschenke erregten die Aufmerksamkeit des Herrschers nicht sonderlich; sie wurden ziemlich achtlos fortgetan oder gleich unter die Großen verteilt. Das Rasseln einer Weckeruhr, die bis in alle Details erklärt werden mußte, befriedigte den Mfinga aber schon mehr; diese Befriedigung steigerte sich zum Entzücken bei der Ueberreichung meines Jagdmessers und der mit Munition gefüllten Patronentasche, welche zu der ihm verliehenen Jägerbüchse Modell 71 paßte. Den Höhepunkt aber erreichte seine Begeisterung, als ich ihm feierlich eine Säge überreichte, um die er besonders gebeten hatte. Nach einigen mißlungenen Versuchen gelang es ihm bald, die Beine meines Stuhles und alles nur sonst Erreichbare mit bestem Erfolge an- und abzusägen. Auch das „Ministerium“ beobachtete die Versuche mit lebhaftem Interesse. Zufriedenheit erregte auch die Askaritruppe, welche ich exerzieren ließ, und auch die Wirkung einer scharf geschossenen Salve verfehlte den gewünschten Eindruck nicht.

Die folgenden Tage waren sportlichen Wettspielen gewidmet, von denen das Hochspringen der jungen Watussi wohl das Erwähnenswerteste ist.

Zwischen zwei dünnen Bäumen wurde eine Schnur gespannt, die sich beliebig erhöhen ließ. Diese mußte auf einer schräg aufwärts führenden Fläche angelaufen werden; zum Absprung diente ein kleiner, fußhoher Termitenhausen. Und trotz dieser ungünstigen Bedingungen wurden Leistungen erreicht, die alle europäischen weit in den Schatten stellten. Die besten Springer, prachtvolle, überschlankte Gestalten mit fast indianerhaftem Profil, erreichten die unglaubliche Höhe von 2,50 m, junge Knaben eine verhältnismäßig nicht minder bedeutende Leistung von 1,50 bis 1,60 m *).

Es gelang mir und Weidemann, mit dem gut laufenden Meisterschen Kinematographen einige wohlgelungene Bilder dieser denkwürdigen Leistungen herzustellen, deren Reproduktion in Deutschland allgemeines Interesse erregte.

Als Preise wurden „goldene“ Ketten oder ähnliches verabreicht. Großen Erfolg hatte ich auch bei den schmuckliebenden Watussi mit

*) Nach Mitteilung der deutschen Sportbehörde betrug der in Amerika erzielte Weltrekord 1,94 m.

Schmuckstücken aus Taits-Diamanten, die ich für besondere Ehren- geschenke aus Deutschland mitgebracht hatte. Ringe, Sterne, Brochen usw. waren schließlich so begehrt, daß mein Zelt von Liebhabern stets umlagert war und ich die Störenfriede endlich energisch vertreiben mußte, um meine „Kostbarkeiten“ nicht ganz zu verausgaben.

Wir hatten auch Gelegenheit, eine Reihe von Tänzen zu beobachten, die sich in ihrer Eigenart von denen, die ich in der Massai-Steppe und bei den Küstenleuten sah, nicht unwesentlich unterscheiden. Bei den meisten dieser Tänze, von denen wir elf verschiedene Spezies feststellten, fehlte die Musik, eine sonst ständige Begleitererscheinung bei allen Tänzen der Negervölker. Trotzdem aber mangelte der Rhythmus nicht. Vielen Tänzen lagen Bedeutungen zugrunde, die aus dem Tierreich entnommen waren, und je nachdem wurde einzeln oder in Gruppen getanzt. Ich erinnere mich eines Tanzes, der die Bewegungen des Kronen-Kranichs versinnbildlichen sollte, und wohl die des balzenden. Die ausgestreckten Arme waren den Flügeln nachgeahmt, die bei dem Balzakt abgespreizt zu werden pflegen, ähnlich wie wir es bei unseren Vögeln, bei dem Pfau, dem Truthahn, dem Birkhahn, zu sehen gewohnt sind. Wir lächeln zwar über diese naive Negerstille, aber ganz zu Unrecht. Finden wir doch in unserem hochkultivierten Europa, ja sogar in Deutschland die nämlichen Ideen. Oder was ist der Schuhplattler der Oberbayern anders als eine Nachahmung des Balzgesanges und der Balzbewegungen des Birkhahnes?

Ganz anders gestalteten sich die Kriegstänze. Diese wurden in Gruppen aufgeführt, und auch hier unterschieden wir mehrere Phasen. Bald stürzten sich zwei Parteien wie zum Angriff aufeinander, die Speere und die langen Stäbe erhebend. Bald tanzte eine Anzahl Krieger in verschiedenen Pas im Kreise um einen sich nach Massai-Art senkrecht mit anliegenden Armen in die Luft schnellenden Mann. Aber niemals wurden die Bewegungen wild, niemals arteten sie in groteske Sprünge mit rhythmischem Kriegsruf oder taktmäßigem Gestöhn aus, wie man dies bei den wilden Völkerstämmen sonst oft sieht, stets blieben die Bewegungen gemessen und vornehm. — Jede einzelne dieser Tanzgruppen war von einem der großen Watualen eingeübt. Die Regie über den gemeinsamen Tanz der Vornehmsten hatte der Sultan selbst übernommen. Er unterließ es nicht, nach Beendigung jeder neuen Phase mich zu fragen, welche Gruppe meine Befriedigung erregt habe, und ich hütete mich wohl, etwas anderes als dem Ohr des Herrschers an- genehm Klingendes zu antworten.

Ferner zeigten einige junge Watussi ihre der unseren weit überlegene Gewandtheit, indem sie zehn Schritt langsam anlaufend, sich fast zur Erde hintenüber neigend, ihre kurzen Wurfspere besonderer Art in ungeheure Höhen schleuderten und zwar mit solcher Wucht, daß zwei der Lanzenstäbe in der Luft durch die Vibration zerbrachen. — Dasselbe gilt vom Wettschießen mit Pfeil und Bogen, wozu der Schaft eines Bananenbaumes als Ziel diente. Auf etwa

50 m wurden recht gute Trefferprozente erzielt. Es gehört eine gewaltige Kraftanstrengung dazu, den Bogen kunstgerecht zu spannen, und nur durch langjährige Übung vermag man ihn auf seine volle Spannkraft zu bringen. Die Schnellkraft des Bogens, der etwa 1,30—1,50 m hoch ist, ist dann aber auch eine ungewöhnlich große, und der Pfeil fliegt von der voll angezogenen Sehne über 200 Schritt weit fort. — Auch Wettläufe wurden veranstaltet, deren genaue Zeiten ich insolge ungenügender Meßinstrumente leider nicht in der Lage bin anzugeben. Ich zweifle aber nicht, daß auch hier der europäische Rekord zum mindesten erreicht worden ist.

Vorfürhungen auf dem Grammophon, die wir den Watuales bereits einige Tage vorher geboten hatten, erregten auch hier die verschiedensten Wirkungen. Einige wohnten den Vorfürhungen mit stoischem Gleichmut bei, andere lauschten mit tellergroßen Augen, wieder andere mit entzückt verzerrten Gesichtern. Auch hier wurden unsere früheren Beobachtungen bestätigt, daß unsere militärischen Märsche gar kein Interesse erregten, die unverständlichen Gespräche allgemeine Freude hervorriefen, die weibliche Singstimme aber, sobald sie die hohe Lage erreichte, wieherndes Gelächter verursachte. Das Lachen machte aber den Watussi einige Schwierigkeiten. Es gilt nämlich nicht für „fein“. Da es aber schlechterdings nicht zu unterdrücken ging, so war es sehr belustigend, zu beobachten, wie dann sofort eine Hand vor den Mund gehalten wurde, um sein Verziehen zum Gelächter zu verbergen. Wenn dann der Heiterkeitsausbruch vorüber war, blickte der Betreffende wieder ganz ernst auf die Tube des Grammophons, bis ein verdächtiges Zucken der Mundwinkel sofort wieder die Hand mit der oberen Kante unter die Nase führte.

Das Gedränge um das Instrument, für dessen Sicherheit ich zu fürchten begann, wurde immer dichter und lichtete sich erst, als Serenissimus höchst eigenhändig mit seinem langen Stock zwischen das Auditorium hieb, daß die Splitter flogen.

Da der Sultan die Weißen auch noch schießen zu sehen wünschte, wurde auf 150 m Entfernung ein irdener Topf auf einer Stange als Ziel aufgesteckt. Da es mir sowohl wie den anderen Herren glückte, dieses nicht allzu schwere Ziel mehrfach hintereinander zu treffen, erhoben sich allgemeine Beifallsbezeugungen der Menge, und unzählige Hände streckten sich uns zur Beglückwünschung entgegen. Der Sultan, wohl fürchtend, er könne in diesem Punkt geschlagen werden, ging mit der Jägersbüchse Modell 71 in der Hand auf 50 Schritt heran. Seine Leistungen waren gerade keine glänzenden. Doch hätte jeder Kompagniechef seine Freude an dem tadellosen Anschlag dieses Mannes gehabt, der alle Bewegungen ausführte wie ein Infanterist auf dem Schießstand.

Der Sultan schenkte mir auch eine Reihe interessanter Gegenstände heimischen Gewerbes. Dagegen stieß der Kauf von ethnographischen Sachen zunächst auf hartnäckigen Widerstand. Auf unsere Bitte erteilte jedoch Mfinga selbst die Erlaubnis zum Tauschhandel, und nun strömte alles Volk herbei, um sich an dem hohen Lohn der verkauften Gegenstände zu bereichern.



Geisterhütten, Mpororo.